

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Die verlassene Braut

[urn:nbn:de:bsz:31-339508](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339508)

## Die verlassene Braut.

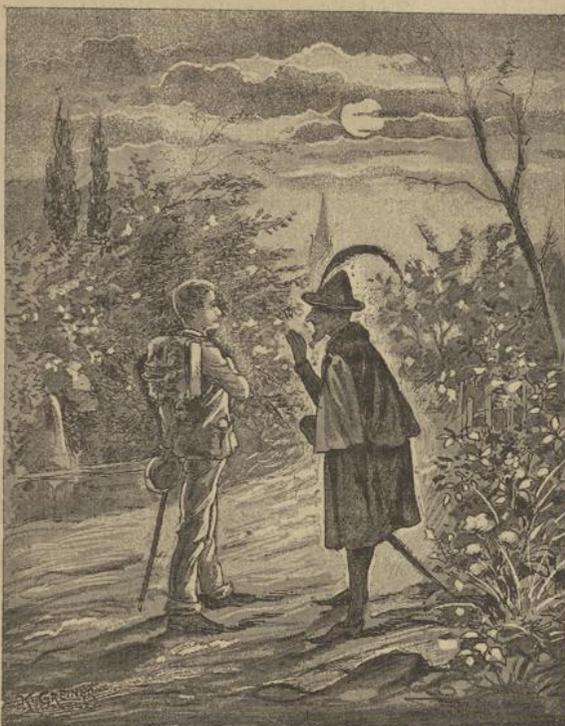
(Mit Bildern.)

Im Jahre 1700 war die alte Reichsstadt Mühlhausen noch nicht die große Industriestadt, der Mittelpunkt des schaffensfreudigen Lebens und der unermüdblichen Thätigkeit unseres Elsasses, wie sie es seitdem geworden ist. Man sah noch nicht die unzähligen hohen Schornsteine ihre dichten Rauchwolken über die Umgebung hinwälzen; ein kräftiges Bürgertum kennzeichnete die Stadt; die Geschlechter trugen noch nicht den müden, abgehetzten Zug, der heute auf dem Gesichte der Fabrik-Bevölkerung liegt, und die Sonne konnte ungetrübt und rein ihre Strahlen in den wenigen Straßen leuchten lassen, welche damals die Stadt durchquerten.

In einer dieser Straßen, welche zum Messelthore führte, betrieb Meister Conrad in der niedern Werkstätte eines Hauses das ehrsame Schreinerhandwerk. Ihm zur Seite stand ein junger Geselle, namens Toni, der im Dachstübchen eine einfache Kammer inne hatte, diese aber nicht mit dem schönsten Prunksaale vertauscht hätte. Die Liebe verschönert auch den kleinsten, unahnsehnlichsten Raum, und Toni liebte von Herzen die Hanne, des Meisters tugendhaftes Töchterlein, und er wurde von ihr wieder geliebt, obgleich beide nur wenig Aussicht hatten, so schnell Mann und Frau zu werden.

Der alte Meister Conrad wollte einen vermögenden Schwiegersohn haben; Toni aber war

ein armer Bursche, der nichts hatte als seine zwei kräftigen Arme und den heißesten Wunsch, diese für Hanne arbeiten zu lassen. Conrad hatte wohl gemerkt, daß die zwei jungen Leuten sich gern hatten, doch seine Tochter kannte seinen Willen, und er war sicher, daß sie sich ihm fügen würde. Da eines Sonntags trat Toni vor ihn, und ohne lange Umschweife sprach er: „Meister, ich liebe Eure Tochter, sie liebt mich wieder. Ich will Euch ein guter Sohn und eine



„Gott zum Gruß, edler Herr, führt dieser Weg nach Straßburg?“

kräftige Stütze in Eurem Alter werden, sofern Ihr sie mir zur Frau geben wollt. Wenn nicht, muß ich Euer Haus verlassen, denn mit hoffnungsloser Liebe im Herzen kann ich nicht täglich unter einem Dache mit ihr wohnen. Nur eines will ich Euch noch fragen: wollt Ihr mir versprechen, mich als Schwiegersohn anzunehmen wenn ich einst mit Geld und Gut zurückkehre?“ Einen Augenblick blickten die beiden Männer sich scharf an. Aus den Augen Tonis sprach eine so deutliche Ehrlichkeit und Ergebung, daß Conrad unwillkürlich sich abwenden mußte. Endlich sprach er: „Daß

du, ohne mich zu fragen, hinter meinem Rücken, zu meiner Tochter von Liebe gesprochen, mußt du nun büßen. Ich hätte dir von vornherein das Nutzlose eines solchen Beginns klar gemacht. Meine Tochter soll einen vermögenden Mann heiraten, und dabei bleibt es. Kommst du einst als solcher zurück, und ist sie dann noch lebzig, so werden wir der Sache näher treten. Ich lasse dich ziehen, und wünsche dir viel Glück.“

Als an diesem Tage der Schreinermeister

Conrad im „Toll“ saß, gemüthlich beim Glase Wein, hielt Toni seine Hanne fest umschlungen und nahm von der Schluchzenden wehmüthig Abschied. „Ich bleibe dir treu, Toni,“ sprach sie zu ihm, „möge da kommen, was wolle! Ich werde auf dich alljährlich an diesem Tage warten, bis an meines Lebens Ende, das schwöre ich dir!“ „Und ich,“ rief der Jüngling erregt aus, „ich werde suchen, Reichtum zu erwerben, und sollte ich mich dem Bösen mit Leib und Seele verschreiben müssen!“ — „Toni!,“ rief Hanne, und wehrte mit beiden Händen ihm ab, „Toni, rede nicht so gottlos! Reichtum, der vom Bösen kommt, würde uns nicht glücklich machen! Vertraue auf Gott und deine gesunden Arme, hoffe und sei mir treu, so kann noch alles gut werden!“

Es war ein herrlicher Sommerabend, als Toni, mit dem Ränzchen auf dem Rücken und dem Knotenstod in der Hand, die Stadt verließ. Die Sternlein erschienen eines nach dem andern droben am blauen Himmel, und blickten verwundert auf den einsamen Wanderer; zuletzt erschien noch der freundliche Mond, machte aber ein gar schiefes Gesicht, als er den Toni dahinstürmen sah, als wollte er in dieser Nacht noch dem ganzen Rheine entlang, bis nach Holland laufen. Da plötzlich erschrad Toni: er glaubte neben seinem Schatten einen zweiten Schatten bemerkt zu haben, der neben ihm herlief. Scheu blickte er sich um und sah, wie ihm ein Mann folgte. Dieser hatte einen weiten Mantel um sich geschlagen, und auf dem Kopfe trug er einen spitzen Hut, auf dem bei jedem seiner Schritte eine Hahnenfeder nickte. Ruhig blieb Toni stehen und wartete auf ihn, dann zog er bößlich seine Mütze und sprach: „Gott zum Gruß, edler Herr, führt dieser Weg nach Straßburg?“ Bei dem „Gott zum Gruß“ ließ der Fremde ein zürnendes Brummen hören, und seine Augen bligten seltsam auf; doch gleich darauf sprach er freundlich: „Und warum willst du, Geselle, heute noch nach Straßburg? Ist dir der Boden Mülhaufens so heiß unter den Füßen geworden, daß du bei Nacht und einsam davonläufst?“

Der freundliche Ton, in dem der Fremde sprach, that dem Toni wohl, und er erzählte nun von seiner hoffnungslosen Liebe, von der Treue seiner Hanne und von seinem Entschlusse, um jeden Preis reich werden zu wollen. „Ich scheue vor nichts zurück,“ rief er zum Schlusse leidenschaftlich aus, „auch vor dem Schwersten nicht, wenn ich nur bald zum Ziele gelange!“

Der Fremde lächelte still vor sich hin und blieb plötzlich stehen. „Du läufst mir zu schnell, Geselle!“ sprach er und holte tief Atem; „mein

Fuß schmerzt mich, und so kann ich nicht gleichen Schritt mit dir halten; ich muß ein wenig rasten. Also,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „du bist ein tüchtiger Schreinergeselle und willst arbeiten, was man dir aufgibt.“ — „Gewiß, Herr! rief Toni, „alles!“ Wieder schwieg der Mann mit der Hahnenfeder auf dem Hute, dann sprach er: „So sind heute eure Meister alle; sie nützen eure Kräfte aus, bezahlen euch einen elenden Lohn, prahlen mit ihrer Biederkeit und ihrem Zunftsinne; kommt aber ein braver Geselle, der nichts sein nennt als seinen gesunden Körper, und freit er um des Meisters Tochter, so ist gleich Feuer unterm Dach, und der Burche muß eiligst ansziehen, wenn er sich nicht noch ordentlich verbrennen will. Dafür aber sehen es die ehrsamten Meister gern, wenn ihre schönen Fräzchen mit den feingepußten Herren vom Adel, die sich im Schlaraffenland ihre Titel geholt haben, die ihre Gesichter malen und ihren Körper mit recht bunten Lacken umgeben, losen und scharmieren; sie sind stolz darauf, wenn so ein spitzbärtiger Junker mit dem Degen an der Seite, oder so ein tollernder Landsknecht täglich das Pflaster vor ihrem Hause abtreten. So ein Meister scheint dein Conrad auch zu sein, und deine Hanne wird bald den armen Schreinergefelln vergessen haben.“

Alle diese Worte schnitten dem Toni tief ins Herz, und die Flammen der Eiferjucht loderten auf und strahlten aus seinen Augen. „Herr,“ rief er, „da sei Gott vor! Eher gehe ich nach Mülhausen zurück, eher nehme ich meine Hanne mit in die weite Welt.“ Der Fremde lachte bei diesem Zornesausbruch Tonis und sprach: „Nun, nun, so schnell braucht das nicht zu gehen! Ich bin nicht abgeneigt, dich in meinen Dienst zu nehmen! Du bist ein forscher Geselle, vielleicht kannst du schneller reich werden, als du glaubst.“ — „Herr, ich will Euch dienen!“ rief Toni, „was soll ich machen, spricht!“ Freudig bligte es in des Fremden Auge auf, dann sprach er: „Du wirst mit mir nach Mülhausen zurücklehen, wo du die Nacht bei mir zubringen kannst. Morgen sobann gehe zu deinem Meister zurück, und für das andere laß mich sorgen.“

Toni war glücklich, und er wäre gern dem Fremden um den Hals gefallen, aber ihn hielt eine gewisse Scheu vor ihm zurück. Er ging an der Seite seines neuen Gefährten dahin, und hatte nun Zeit, sich ihn genauer anzusehen. Und was er da im Nebenlichte sah, behagte ihm keineswegs, und einen Augenblick lang kam ihm der Gedanke, doch seine eigene Wege zu gehen.

Das Bild aber seiner Hanne, der Glaube, irgend ein junger seiner Lasse könnte sie ihm wegnehmen und verführen, drängte diese Schein zurück und gab ihm den Mut, nunmehr alles zu wagen.

Als sie ans Messelthor kamen, ging der unheimliche Fremde auf einen der Türme zu und öffnete eine Thür, welche Toni sich nicht erinnerte jemals dort gesehen zu haben; dann winkte er ihm zu folgen. Sie erstiegen eine Wendeltreppe, die ein bläuliches Licht beleuchtete, ohne daß Toni sehen konnte, woher der Schein kam. Eine eiserne Thür, vor der sie angekommen waren, sprang frachend auf, so daß es dem Toni nun doch unheimlich zu Mute wurde.

Dieses ängstliche Gefühl aber steigerte sich noch, als er den gewölbten Raum betrat, denn alles schien dazu eingerichtet, einem Menschen das Gruseln zu verursachen. Da stand mitten im Raume ein schwarzer Tisch auf dem ein großes Buch aufgeschlagen lag, und auf dessen Blättern rote Figuren und Buchstaben gezeichnet waren. Einige Totenschädel grinsten hohläugig den Toni an, während einige Ge-

rippe, die an der Wand hinter dem Tische hingen, in eine tanzende Bewegung gerieten. Rings herum an den übrigen Wänden standen Schränke mit Gläsern und Büchern angefüllt. Nun war es aber auch mit der erzwungenen Ruhe Tonis zu Ende. Zitternd stand er da und blickte nach der Thüre, durch welche sie gekommen waren, doch er konnte sie nirgends entdecken. Der Fremde merkte es und sprach lächelnd mit einer Stimme, die den armen Gesellen erschauern ließ: „Ich glaube, du wolltest dir des Schreiners Conrad Tochter gewinnen? Du bist ein Feigling, denn dein ganzer Körper bebt und zittert! Fürchtest du dich, so gehe, der Ausgang ist frei, und du schuldest mir keinen Dank!“ Toni blickte der Handbewegung des Mannes nach, und sah in

der That die Thür weit offen und den bläulichen Schein auf der Treppe. Doch glaubte er auch in diesem Augenblick das traurige Gesicht seiner Hanne zu sehen, die ihn vorwurfsvoll ansah. „Ich fürchte mich nicht,“ sprach er plötzlich mit fester Stimme; „mehr als der Teufel könnt Ihr nicht sein, und der hat bis jetzt keine Gewalt über mich gehabt. Aber Ihr wollt mir helfen mein Lieb zu erringen, spricht, und setzt Eure Bedingungen!“

Der sonderbare Mann blickte mit halbgeschlossenen Augen auf den Gesellen, dessen Auftreten ihm nicht zu mißfallen schien. Endlich sagte er: „Du bist ein keder Geselle, du gefällst mir! Setze dich dorthin und höre mir zu. Du willst mir dienen.“

— Hundert Jahre und länger, wenn es sein muß,“ unterbrach ihn Toni, „wenn ich mit Hanne nur einen Tag vereint leben kann!“ — „Biel versprochen,“ versetzte lächelnd der Fremde; „also hundert Jahre willst du mir dienen! Nun, deine Arbeit soll keine schwere sein, aber einen Vertrag müßten wir doch aufsetzen, denn auch der Teufel thut nichts umsonst und verläßt sich auf der Menschen

Worte nicht!“ — „Bevor ich das thue,“ sprach Toni, „muß ich doch zuerst wissen, wer Ihr seid, und was ich dagegen leisten soll!“ — „Richtig,“ sagte der Fremde, „so höre! Ich bin der böse Geist dieser Stadt, der die Guten ängstigt und quält, der das Böse will und verursacht. Ein leichtes wäre es mir, deine süße Braut mit dem Garne so einiger neuen à la Modeherren zu umstricken, denn ich kenne der Lockungen und der Mittel gar viele. Doch das würde zu viel Aufsehen erregen bei den ehrsamem Bürgerleuten, und so warte ich ruhig ab, bis ich mir meine Generation herangezogen habe, die leichter solche Dinge hinnehmen wird. Ich sehe diese Zeit voraus, ich sehe wie aus den engen Gassen Straßen, aus den niedern Häusern Paläste



Einige Totenschädel grinsten hohläugig den Toni an.

werden. Ein frommes, biederes Volk baut große Kirchen, aber Paläste erziehen aus einem ganz andern Geiste und ruhen auf ganz andern Baumitteln! Nun magst du mich Teufel, Satan oder Bösen nennen, das ist mir gleich; mein Reich besteht, und ich thronen in ebenso vielen Herzen, als eure Engel. Ich beglücke, die mir dienen, mit Ehre und Reichthum, und durch mich werden sie gefürchtet auf Erden. Alle ihre Wünsche erfülle ich, und dafür brauchen sie mir nur schriftlich zu geben, daß sie mir, die mir im Leben angehört haben, in Ewigkeit angehören wollen, denn von einem so guten Kameraden, wie ich es bin, trennt man sich nicht gern. So, und nun komme hierher! Toni stand auf und folgte ihm zu den Schränken. „Du siehst,“ sprach der Böse, „hier steht Flasche an Flasche, Büchse an Büchse. Darin sind eingeschlossen all die Laster und Verbrechen, Krankheiten und Plagen, welche je über die Welt gekommen und noch kommen werden. Hier die Pestilenz und der schwarze Tod; hier die Trunksucht mit all ihren schrecklichen Folgen, wie Armut, Elend, Sittenlosigkeit; dort der Neid, und die Mißgunst und die Eifersucht, und bei ihnen Mord und Toischlag; und hier in diesem Schrank der Hunger, und neben ihm die Schlemmerei mit ihrem erschreckenden Gefolge; der Aufruhr, die Empörung, der Umsturz alles Bestehenden und die Gesetzlosigkeit. All diese Flaschen und Büchsen sollen noch ihren Inhalt nach und nach über die Stadt und das Land ausgießen, und dazu benütze ich die Menschen, die sich mir verschreiben, als Werkzeuge, die müssen vorangehen und mich decken, damit das leichtlebige Völkchen den Teufel nicht sehe, der es am Stricke führt.“

Eine schreckliche Angst bemächtigte sich bei dieser Aufzählung und diesen Worten des im Herzen noch braven Gefellen; und als er jetzt wieder an den Tisch zurückkehrte und den Vertrag darauf liegen sah, wurde es ihm dunkel vor den Augen, und ohnmächtig fiel er auf den Stuhl zurück. Da fühlte er einen leichten Schmerz am Arm; er sah die Augen auf, und sah wie der Böse Blut, das ihm vom Arme rann, sammelte, eine Feder hineintauchte, sie ihm reichte und ihn aufforderte, seinen Namen unter den Vertrag zu setzen. Im Augenblick wo Toni die Feder ergriff, fühlte er, wie es schwer in seine Taschen rollte, und er hörte deutlich das Glirren des Goldes. Hastig beugte er sich über das Papier und, da er nicht schreiben konnte, wollte er drei Kreuze machen. Kaum aber hatte er das eine darauf gemacht, als ein fürchtbarer Krach erfolgte. Toni vernahm noch

ein Heulen und Stöhnen; ein unerträgliches Schwefelgeruch betäubte ihn, und er wurde von neuem ohnmächtig.

Frierend und doch in Schweiß gebadet erwachte endlich Toni. Die Sonne schien rein vom blauen Himmel auf den blassen Gefellen, der dort im Graben vor dem Kesselthore die Nacht zugebracht zu haben schien. Erstaunt blickte Toni um sich; war das ein Traum, war es Wirklichkeit! Er sprang auf; da fühlte er, daß seine Taschen schwer waren; er schlug daran, da hörte er es klingen wie Gold. Nun steckte er kühn beide Hände hinein und zog echtes, blankes Gold hervor. Gold! reich! All die Schrecken der Nacht waren vergessen; nur das stand ihm klar vor Augen, daß er reich, und der Teufel betrogen sei; er wußte genau, daß er nicht ein Kreuz fertig gemacht habe, drei Kreuze aber zur Unterschrift erforderlich seien. Wie er nun vergnügt aufjauchzen wollte, fühlte er plötzlich eine schreckliche Müdigkeit in allen Gliedern, die Augen fielen ihm zu, und er ging mühsam einem Hause zu, das am Wege stand. Dort warf er sich, ohne zu wissen, was er that, auf ein Lager, das in der Stube stand, und schlief ein.

Der Wächter am Kesselthor hatte in der Nacht den furchtbaren Donnererschlag gehört, die ganze Stadt war davon erschüttert worden, und man sah, wie eine schwarze Wolke vom Turme aufstieg und sich wieder darauf nieder senkte. Seit dem Tage ging das Volk nie mehr an dem Turme vorüber, ohne ein kaltes Grausen zu fühlen, und man nannte ihn von da ab den Teufelsturm.

Hanne, die unglückliche Braut, harrte ihres Toni von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr; er kehrte nicht wieder. Ihr Vater war gestorben, sie hatte Erlundigungen in allen Städten am Rheine und drüben überm Rheine einziehen lassen, Toni blieb spurlos verschwunden. „Und er kommt!“ sagte sie zu den Leuten, die sie zu trösten suchten oder ihrer spotteten. Sie hatte ihr Brautkleid fertig gemacht, und alljährlich an dem Tage, an welchem Toni von ihr gegangen war, zog sie es an und harrte ihres Bräutigams. Sie wurde älter und ruhiger, und eines Tages fand man die zur Greisin geworbene Braut in ihrem Brautschmuck tot auf dem Bette. Die Erde auf ihrem Grabe hatte sich mit jungem Grün geschmückt; das einfache Kreuz von Eichenholz war schon morsch und alt geworden, und immer war Toni nicht gekommen.

Es war im Jahre 1800. Mülhausen, die alte Reichsstadt, sah all die Greuel der französischen Revolution in ihren Mauern wüthen, sie selbst

ihre Freiheit verlieren und der allbesiegenden Republik in die Arme sinken. Schon war sie zur großen Industrie herangewachsen; ihre Straßen füllten sich täglich mit Tausenden von Arbeitern, die den großen Fabriken zuströmten, und deren Hände Fleisch ihr einen europäischen Ruf verschafften. Was der böse Geist vorausah, war teilweise schon eingetreten, und der Inhalt so mancher Flasche und Büchse hatte sich bereits über die Stadt entleert. Wo die niedern Häuser der ehrfamen Zünfte sich erhoben hatten, standen jetzt große Fabriken und Paläste; Sitten und Gebräuche waren andere geworden, und anders auch die Menschen. Die arme Hanne und ihr Bräutigam waren längst vergessen, und vergessen, daß einst ein Schreinermeister Conrad gelebt habe.

Da eines Tages erschien am Messethor ein altes Männchen mit langem, weißem Barte und ebensolchen Haaren. Die Haut war so runzelig und der Körper so abgezehrt, daß man meinte, er sei aus dem Grabe auferstanden. Zehermann blickte ihn verwundert an, und verwundert schaute er um sich. Er fragte nach dem Schreiner-

meister Conrad, nach seiner Tochter Hanne, doch mittheilig lächelte man und schüttelte den Kopf. Er fragte, ob er in Mülhausen sei, und da betrachtete man ihn als geistesschwach. Traurig ging er durch die unbekanntnen Straßen, alles war ihm fremd, alles verändert. So kam er vor das Rathaus. Freudig suchte es in seinem Gesichte auf. Ja, das war das alte Rathaus noch, da mußte man ihm endlich Bescheid sagen können.

Mit Mühe stieg er die breite steinerne Treppe hinan, denn merkwürdig, er fühlte, wie seine Kräfte immer mehr nachließen. Doch auch dort suchte man die Achseln über den wunderlichen Alten und seine merkwürdigen Fragen, auf die

niemand antworten konnte. Da erschien ein alter Ratschreiber mit weißen Haaren, und betrachtete wehmütig den Toni. Er hatte viel als Kind von der alten Hanne, der alten heiratslustigen Braut, wie man sie nannte, gehört, ja er hatte sie sogar noch gekannt, „aber,“ fügte er hinzu, „das müssen schon hundert Jahre her sein, seitdem ihr Bräutigam sie verließ, sie selbst ruht längst im Grabe.“ — „Hundert Jahre!“ rief zitternd der Alte, der wiedergekehrte arme Toni! „Und ich glaubte nur eine Nacht geschlafen zu haben!“ Und nun stand ihm plötzlich wieder jene schredliche Nacht vor Augen; unwillkürlich steckte er die Hände in beide Taschen, doch er zog

nur wertlose Papierschnitzel heraus. „Wer dem Bösen nur eine Nacht gewährt,“ rief er plötzlich mit funkelnden Augen aus, „den hält er also hundert Jahre in seiner Gewalt! O Hanne, verzeh’ mir noch im Grabe!“

Lächelnd hatte man ihm zugehört; auch die Männer auf dem Rathause hielten ihn für kindisch. Mit gesenktem Haupte schleppte er sich noch bis zur Kirche, wo er in der Nähe des Altars zusammen-

brach, und wo man ihn tot auffand. Still wurde er der Erde anvertraut, die seine Hanne deckte. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnete den Platz, wo der arme Toni endlich die ewige Ruhe genießen sollte. J. W.

### Eine wertvolle Pfeife.

Die Lust nach dem Abenteuerlichen, oder die Furcht vor Strafe wegen irgend eines Vergehens oder Verbrechens, der jugendliche Leichtsinn oder der Troß haben von jeher so manchen deutschen Jüngling sein Vaterland fliehen und in fremde Dienste treten lassen. Dem einen



„Hundert Jahre!“ rief zitternd der Alte, der wiedergekehrte arme Toni!